

Das Leid der Schönheit.

(Roman von H. Noel.)

(4. Fortsetzung.)

Melkert war ein junger Mann und weit intelligenter und fortgeschrittener als seine Frau. Gegen den Vorschlag, Mineral ins Spital hinübertransportieren zu lassen, wehrte er sich zwar entschieden, aber sonst war er vernünftig und begriff sofort den Wert einer Immunisierungseinspritzung.

Gewöhnlich stellt man die Mutterliebe über die des Vaters, aber wie oft ist es umgekehrt. Die offensibare Liebe des Mannes zu seinem Kinde rührte Christian. Er fragte nicht einmal nach dem Mittagessen, und die Frau mußte ihm zureden, doch mit ihm in die Küche zu kommen und etwas zu essen.

Nachher mußte er wieder fort, aber Christian versprach ihm, nach Möglichkeit über das kranke Kind zu wachen, und ließ ihn, der Kraft des Serums nur zu vertrauen. So stößte er dem Manne eine Zurechtweisung ein, die er selbst nicht teilte.

Auch Christian konnte nicht bei dem kranken Kinde bleiben, denn er mußte am Nachmittag zu dem Schüler, den er unterrichtete, und später zur Abendvisite ins Spital. Aber zwischen beiden Verpflichtungen machte er einen Sprung nach Hause, um nach der Mineral zu sehen, und als er aus dem Spital zurückkehrte, setzte er sich an ihr Lager, nicht wenig besorgt, denn ihr bestiges Fieber drohte so rasch die geringen Kräfte des Kindes aufzuzehren, daß vielleicht die gute Wirkung des Serums zu spät eintreten würde, um es noch zu retten.

Die kleine Mineral sah just aus wie eines jener Kinder, die für einen frühen Tod geeignet sind.

Doch wollte er diesen Gedanken nicht aufkommen lassen. Er nahm sich vor, die Mineral zu retten, koste es, was es wolle. Er war ihr so dankbar, daß sie seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und ihn verhinderte, sich an diesen trüben Tagen mit sich selbst zu beschäftigen.

Kaum, daß er minutenlang an Agnes und den Abschied von ihr hätte denken können.

Außerdem war ein Stück Aberglaube dabei. Wenn es ihm gelang, Mineral zu retten, dann, meinte er, blühe ihm künftig in seinem Beruf die Entschädigung für das verlorene Glück.

Am Abend kam Martin, der nach des Tages Pflichten den Weg nicht gescheut hatte, um den Freund in seinem neuen Heim aufzufinden.

Zu seinem Erstaunen fand er ihn anders, als er erwartet, am Lager eines kranken Kindes, mit dem es faulechter und schlechter zu gehen sahen. Es war kein Wunder, daß Martin topfschüttelnd vor dem Bettchen der Kleinen stehen blieb und leise sagte: „Die gehört zu den 8,8 Prozent.“

Christian verstand ihn gut genug. Das sollte heißen: zu jenen, die auch jetzt nicht davontommen.

Eigentlich schien es ihm ja selbst so, aber er bäumte sich doch dagegen auf: „Sei so gut und sprich nicht so. Das Kind muß davontommen!“

Martin blickte ihn überfurcht an. Vielleicht verstand er halbwegs, was den Freund bewegte. Und überhaupt waren sie ja noch junge Leute, die sich nicht so leicht dareinfinden, einen Patienten aufzugeben.

„Ich will mich gern geirrt haben“, erklärte Martin gelassen.

Von Agnes und den übrigen daheim sprach er kein Wort. Er war erfreut, zu sehen, daß Christian mit ganz anderen Gedanken beschäftigt war als mit denen an seine unglückliche Liebe.

Jeden Tag kann ich nicht zu dir kommen“, meinte er beim Abschied. „Und du kommst doch nicht hinaus. Also müssen wir uns halbwegs treffen.“ Er nannte ihm ein Kaffeehaus, wo sie sich manchmal sprechen wollten.

In den nächsten Tagen kam Christian jedoch nicht fort, denn er beschäftigte sich in seiner freien Zeit nur mit Mineral, bei der sich die Wirkung des Serums nicht so rasch einstellen wollte, wie er gehofft.

Endlich, als er schon gedacht, es müsse mit dem Kinde zu Ende gehen, ehe ein Rückgang der bedrohlichen Erscheinungen eintrat, ließ das Fieber nach, die bösen Membranen, an denen sie oft dem Ertrinken nahe gewesen, lösten sich, und der Atem ging ruhiger. Von da an machte die Besserung so rasche Fortschritte, daß er schon am vierten Tage hoffen konnte, die kleine Patientin durchzubringen, wenn er sich die äußerste Mühe gab, allen Nachkrankheiten und Folgeübeln vorzubeugen.

„Ja, der Mineral geht's jetzt gut, die kann lachen“, sagte Frau Melkert an diesem Tage in ihrer unbefangenen Weise, als ginge es sie nichts an. „Dafür ist die Mizzler von der Hausfrau sehr krank. Sie geht in dieselbe Klasse wie die Mineral und ist um einen Tag später krank geworden. Sie müssen's beide von der Bauer-Anna getrieben haben. Die ist, hör' ich, schon gestorben.“

Trotz Christians Abwinken erzählte sie es vor dem Kinde, das große Augen machte. Die Taschinger wird doch nicht sterben?“, fragte es sehr ängstlich. „Dös wär' aber schad! ... Die is so viel lieb ... Und so brav ... Die beste aus der Klasse!“

„Sie wird gewiß nicht sterben“, beruhigte Christian. „Der Doktor wird ihr was eingespritzt haben, wie ich dir, da wird ihr auch besser werden.“

„Ah, na!“ widersprach Frau Melkert. „Die hat kein Serum kriegt. Die Frau Taschinger, das ist die Tochter von der alten Hausfrau, der Frau Brendel, die hat den alten Hausdoktor, der noch ihre Mutter als Kind behandelt hat. Die alte Frau, die laßt sich auf ihn kommen. Aber er is halt ein kurioser Herr. Er halt's nur auf Impfungen. Seine Madeln laufen mit Blatternarben herum, weil er sie mit der Kuhpocke nicht hat vergiften lassen wollen, wie er sagt, und von dem neumodischen Serum mag er schon gar nicht wissen. Da pinfelt er jetzt schon den dritten Tag an der Mizzler herum, und ihr wird alleweil' schlechter und schlechter. Ich bin eh' froh, daß ich kein'n solchen nobeln alten Hausdoktor hab'“, setzte sie triumphierend hinzu.

Christian ärgerte sich innerlich über den alten Arzt, der nicht mit der Zeit fortschreiten wollte. Das arme Kind, das würde wohl daran glauben müssen und wäre vielleicht noch zu retten.

Es war ihm deshalb des Kindes halber lieb, als ihm bei seinem Nachhausekommen nach Tisch Frau Melkert die Aufforderung überbrachte, sich womöglich sofort in den ersten Stock des Vorderhauses zu begeben, um die Behandlung der kleinen Mizzler zu übernehmen. Frau Taschinger habe gehört, daß sich Mineral schon erhole, während ihr Kind zuhause schlechter werde, und da habe sie keine Ruhe gegeben, bis die alte Frau endlich schweren Herzens eingewilligt habe, denn sie wollte ihren alten Arzt nicht beleidigt sehen.

Christian schien es sonderbar, daß die Mutter des Kindes erst den Widerstand der Großmutter zu besiegen hatte und daß die Rücksicht auf den Arzt mehr gelten sollte als die auf das Leben des bedrohten Kindes.

Es war eigentlich gegen die kollegiale Courtoisie, einen Fall zu übernehmen, den schon ein Arzt in Händen hatte, da dieser aber seine Pflicht nicht zu tun schien, bedachte Christian sich keinen Augenblick. Wie konnte er zögern, wo es vielleicht ein Menschenleben galt? So nahm er Serum und Spritze und begab sich hinunter und über den Hof zum Vorderhaus.

Es war seines Gedankens das erste Mal, daß er in eine zahlungsfähige Familie gerufen wurde, denn bis jetzt hatten sich seine Patienten nur aus den Kreisen seiner Wittis- und Hausmeisterleute rekrutiert. Einmal hatte er dem Schuster was verschrieben, und zuweilen gingen ihn arme Leute um Hilfe an, die gerade im Hause wohnten. Das war seine ganze Privatpraxis.

Da war Martin schon besser dran, denn er hatte doch einen Bekanntheitskreis und war verschiedentlich zu Erkrankten gerufen worden.

Auf der vorderen Treppe sah es ungleich vornehmer aus als auf der zweiten Etage, obgleich auch hier moderner Luxus fehlte. Es war ein einfaches, älteres Bürgerhaus.

Ein ältliches Dienstmädchen öffnete ihm und blickte ihn fragend an.

„Ich bin der Doktor aus dem dritten Stock von der zweiten Etage“, sagte Christian. „Melden Sie mich Ihrer Gnädigen.“

Der alten Person begannen die Augen zu leuchten. „Ah, böß is g'scheit!“ sagte sie erfreut. „I' hab's heut' eh' unster Gnädigen in der Früh' g'sagt, daß die Mineral von der Weltert scho' besser is und unsre no' nit. Der alte Tapp' hatt' i' no' unter die Erd''n bracht, die Mizzler. I' wegen was gib't denn neude Mittel, wann ma' i' nit anwenden tu'!“

Dienstfertig öffnete sie die Türe zum Vorderzimmer, ließ ihm voraus, aber dann hinein, während sie die wahrscheinlich vom Geschirrwaschen feuchten Hände an der Schürze abwuschte.

Christian betrat einen etwas altmodischen, bürgerlichen Salon, für die Witwe eines Wertschmuckfabrikanten, als welche ihm die Hausfrau bezeichnet worden war, sehr passend.

Bald trat eine nette ältere Frau ein, die ihn freundlich begrüßte und ihm sehr wortreich und umständlich erzählte, was er schon von Frau Melkert wußte, nämlich, daß ihr Hausarzt kein Serum angewendet habe und es ihrer Enkelin so schlecht gehe, daß sie sich zu einer Aenderung in der Behandlung entschlossen hätten.

Ihr Schwiegersohn habe schon an den Professor Hinterholzer, den berühmten Kinderarzt, telephoniert, der kommen solle, um das Kind anzusehen, doch werde er erst am Abend kommen, und so solle Christian unterdessen dem Kinde die Injektion machen und überhaupt die Behandlung übernehmen, denn unser Doktor, der Doktor Kratz, hat gesagt, er will mit dem Serum nichts zu tun

haben, und ein behandelnder Arzt muß doch sein neben dem Professor. Ich bitt' Sie, der Professor, der lauft eh' wieder gleich weg, wenn er seine zwanzig Kronen eingestekt hat ... Es ist ja nur so, damit man sich jagen kann, man hat alles getan. Ich hab' volles Vertrauen zu Ihnen, weil's heißt, daß Sie die Melkerti-Minerel gerettet haben!“

Christian fürchte die Stirn. „Wenn es nur nicht schon zu spät ist!“

„Aber ich bitt' Sie, Herr Doktor!“ sagte die alte Frau erschrocken, und als mahnten Christians Worte sie zur Eile, führte sie ihn in ein freundliches, geräumiges Zimmer nebenan, wie er später erfuhr, ihr eigenes, wo auch das hübsche weißblauete Kinderbettchen mit der blauweißen Steppdecke stand.

Von einem Stige daneben erhob sich eine reizende, mädchenhafte junge Frau, die Mama des kranken Kindes, die sich neben der energischen Mutter noch ganz die schüchterne Hilflosigkeit ihrer ledigen Jahre bewahrt zu haben schien.

„Ja, ja, die dominierenden Mütter!“ dachte Christian mit einem Seufzer.

Er trat an das Bett, um das kranke Kind anzusehen. Es war ein puppenhaft hübsches Kind, mit braunen kraushaar und einem kirchensmühdchen, der jungen Mama sehr ähnlich, und von der Fieberglut auf seinen Wangen noch verpöht.

Als es die dunklen Augen aufschlug und Christian lächelnd ansah, sagte sich dieser entschieden: „Dieser herzige Schatz darf nicht sterben!“

Aber die Untersuchung belehrte ihn, daß es in dem armen Hälschen sehr böß aussah. Die Krankheit hatte bereits furchterliche Verbeerungen angerichtet.

Unwillkürlich machte er ein so finstres Gesicht, daß die junge Frau in Tränen ausbrach. Doch diese weckten weniger sein Mitleid als eine sornige Empörung: „Warum hast du dich nicht früher gegen den Einfluß deiner Mutter gewehrt?“ hätte er das junge Geschöpf fragen mögen.

Die kleine Kranke schien von der bisherigen Behandlung nicht erbaud. „Nicht pinfeln!“ hauchte sie, als Christian nach seiner Tasche griff.

„Rein, nein, du wirst nicht mehr gepinfelt!“ beruhigte er das Kind. „Dieses ist die Injektion ruhig gefallen, froh, daß man es nicht mehr im Halse quälen wollte.“

Auch die junge Frau bequemte sich zu der immunisierenden Einspritzung. Nur Frau Brendel wollte davon nichts wissen.

„Bin ich so alt geworden ohne diese modernen Sachen, werb' ich auch noch älter werden.“ meinte sie.

Christian zuckte die Achseln, obgleich es so nahe lag, sie darauf aufmerksam zu machen, welchen Schaden solche und ähnliche Ansichten oft anrichten und vielleicht auch hier gestiftet hatten.

Ehe Christian fortging, wurde er gebeten, um sechs Uhr noch einmal wiederkommen, da um diese Zeit Professor Hinterholzer erscheinen werde.

Christian freute sich nicht eben auf dieses Zusammentreffen, denn er hatte schon gehört, Hinterholzer sei ein höchst unangenehmer Mensch und verheße es, Kollegen, mit denen er am Krankenbette in Berührung kam, empfindlich zu demütigen.

Im ganzen befand sich jedoch Christian noch immer in einer Stimmung, wo weder Unangenehmes noch Widerwärtiges recht auf ihn zu wirken vermochte, und so ging er auch dieser Unannehmlichkeit mit ziemlicher Würdigkeit entgegen.

Am Abend erwartete er den Professor im Krankenzimmer. Hinterholzer war ein ältlicher Herr mit einer ziemlich kleinen, hölzernen steifen Figur und einem hartzügigen, braunen Gesicht, von dem das eisgraue Kraushaar des Kopfes und des Henricqueatte selbst abstach.

Angenehm sah er gerade nicht aus, Christian fand jedoch, daß er auch nicht unangenehmer berüchete als irgendwelcher beliebige andere.

Durchdringend scharfe Augen musterten Christian, als er sich mit einer Verbeugung dem berühmten Kollegen vorstellte. In seiner Gleichgültigkeit gegen den Mann, von dem er nichts erhoffte und nichts erwartete, ahnte er nicht, wie sehr seine Ruhe gegen die Unsicherheit anderer junger Ärzte abstach, die, wenn sie mit dem Gefürchteten in Berührung kamen, besangen und aufgeregt zu sein pflegten.

Christians Bericht über den Fall war knapp, sehr knapp und sehr sachlich. Frau Brendel wollte ein paar mal Einschaltungen machen, doch Hinterholzer hat sie kurz, den „jungen Mann“ sprechen zu lassen.

Nun wollte er darangehen, die kleine Kranke zu untersuchen, aber die krausbüpfige Mizzler hatte gerade keine Lust, den Mund aufzumachen und antwortete selbst auf die Bitten ihrer Mama nur dadurch, daß sie die Lippen fest aufeinander preschte.

beugte Christian sich vor und redete ihm freundlich zu: „Geh' Mizzli, mach' den Mund auf. Du kannst es so schön ohne Löffel ... Und es muß doch sein. Der Herr Professor muß sehen, wie's da drinnen aussieht.“

Die kleine blühte Christian vorwurfsvoll an.

„Den Alten mog' i' nit, bloß I'na“, hauchte sie.

Hinterholzer hatte die mühsam geäußerten Worte doch auch verstanden. „Die wird gut!“ sagte er belustigt. „Mag bloß den jungen Doktor!“

Schließlich ließ sich Mizzli doch in den Hals hineinstecken, und auch der Professor bekam dabei ein sehr ernstes Aussehen.

„Warum haben S' denn nicht früher einen vernünftigen Menschen gerufen?“ fragte er nachher im Besuchszimmer drinnen die alte Frau, während die junge, die in der Begierde, den Ausspruch des Professors zu hören, sogar ihr Töchterchen im Stich gelassen hatte, zitternd an der Türe lehnte.

„Den Kratz' ausgerechnet den! ... Ich kenn' ihn. Das ist der rückständige Mensch in ganz Wien. Der soll auf dem Mond praktizieren! ... Nicht einmal meinen Hund möcht' ich ihm anvertrauen. Das heißt, den erst recht nicht.“

„Meine Tochter hat halt so viel Vertrauen zu unserem alten Doktor gehabt“, schlugte Frau Brendel.

Die junge Frau warf ihrer Mutter einen vorwurfsvollen Blick zu, daß sie jetzt auf einmal ihr die Schuld geben wollte, und Hinterholzer, der sich wohl dachte, wer eigentlich das konservative Element im Hause vorstelle, machte sein satirisches Gesicht.

Mit einem rotschen Schritt trat er auf die junge Frau zu und sah sie an den Händen.

„Es ist spät, aber nicht zu spät! ... Der junge Herr Kollege da wird da-zuschauen! ... Vertrauen Sie ihm! Der ist tüchtig! Der kann's! Nur Mut! Alles ordentlich befolgen! Mit'm Plagen ist hier nichts getan. Tränen — ad acta! Kopf in die Höhe und ausgeragt! Ich tomme wieder. Wollen Sie mich begleiten, Herr Kollege?“

Christian meinte, bloß hinunter zum Wagen, aber als sie hinunterstiegen, ergab sich, daß Hinterholzer diesen meggelacht hatte, um an dem milden Aprilabend zu Fuß nach Hause zu gehen.

Wegen der verdominten Eile, die man immer hat, kommt man gar nicht dazu, die Beine zu regen“, brummte er. „Jetzt gehe ich aber. Kommen Sie mit! Machen Sie sich vielleicht auch zu wenig Bewegung?“

Christian entgegnete, daß er bis vor einigen Tagen in Rudolfsheim gehorcht und insolge dessen sich durch die täglichen Gänge ins Spital Bewegung genug gemacht habe. Das ginge ihm nun etwas ab.

„Nun, so begleiten Sie mich!“ wiederholte Hinterholzer. „Ich habe auch, als ich Student war und noch später, immer gern weit vom Spital gewohnt. Bin lebensschafflicher Fußgänger gewesen. Bin es noch. Wagen und Pferde brauchte es meinetwegen gar nicht zu geben. Aber man hat ja keine Zeit. So muß ich immer fahren, ich, der ich das Fahren verabscheue. Das nennt man den freien Willen des Menschen, meerten Sie sich das.“

Da der Professor ihn aufgefordert hatte, ihn zu begleiten, schritt Christian höflich an seiner Linken, doch von der Devotion oder der Besonnenheit, die manche junge Leute in solchen Fällen für angezeigt halten, war bei ihm nicht die Rede.

„Haben Sie Hoffnung für das Kind, Herr Professor?“ fragte er.

„Zweifel, die kommt durch“ versicherte Hinterholzer. „Das heißt, vorläufig sieht die Geschichte vergeblich aus. So ein Hälschen hab' ich Gott sei Dank schon lange nicht gesehen, und dem Kratz' sein Verdienst ist es wirklich nicht ... Aber das Kind ist von gutem Schlag, das sieht man. Das halt noch aus, und untermessen wirkt das Serum. Nur achtgeben, junger Mann. Wissen Sie, es ist schon so. Man kann nicht den Fall einzig auf seine größere oder geringere Gefährlichkeit hin betrachten. Etwas Intuition gehört auch dazu. An dem Bettchen von dem Kind hab' ich einfach den Tod nicht sehen gesehen.“

„Sonderbar!“ meinte Christian. „Ich hab' auch so ein Gefühl. Ich meine, ich muß es ahnen, ob ich den Kranken durchbringe oder nicht, auch ohne die Auskünfte wissenschaftlich abzuwägen.“

„Na ja, lassen Sie das nur niemand anders hören“, rief Hinterholzer. „Sonst laßt man uns aus.“

„Darf ich fragen, Herr Professor, nahm Christian nach einer Pause das Gespräch wieder auf, „warum Sie mich den Damen dort oben als tüchtig empfehlen? Sie können ja doch nichts davon wissen und ...“

„Es ist besser, wenn die Frauenzimmer Vertrauen zu Ihnen haben“, entgegnete der Professor komisch grinzend. „Und das ist auch wieder Intuition. Ja, glaube, ich brauche ei-

nen bloß anzusehen, und ich merkte ihm an, ob er zum Arzt taugt oder nicht.“

Er stellte noch ein paar kurze Fragen: warum Christian bis vor kurzem in Rudolfsheim gewohnt habe und weshalb er jetzt dort weggezogen sei, und die Art seiner Fragestellung war eine solche, daß man leicht dazu gelangte, ihm mehr zu antworten, als man eigentlich wollte.

Durch die bläulichgraue Abenddämmerung, von der die schon brennenden Laternen und die Beleuchtung der Schaufenster und Wagen um so gelblicher abtachten, führte ihn der Professor durch allerlei Quergassen des neunten Bezirks der Donaugegend zu, ohne daß Christian viel des Weges achtete. Dafür atmete er mit Wohlgefühl die laue, und doch frische Aprilabendluft ein.

Schließlich fing Hinterholzer an, über Christians Klinikdefekt, Professor Bohnstetten, loszuziehen.

„Verdienstlicher Mann! Läßt sich nicht leugnen! Aber der Nepotismus! Nepotismus! Schauderhaft, was der Mensch Söhne, Schwiegeröhne, Neffen und — Gott sei's geklagt! — bald auch schon Enkel hat, die alle Assistenten, Primarärzte, Dogenten und wenigstens Außerordentliche werden sollen. Andere Schüler haben bei ihm keine Aussichten, was? Denn damit seine Neffen bei seinen guten Freunden unterkommen, muß er sich wieder deren Neffen annehmen. Großes Kirchenlied, der junge Zeisberger, sein jehiger Assistent, nicht wahr?“

„Das nicht. Aber er ist wenigstens mit Leib und Seele dabei.“

„Genügt nicht. Im Hintertaschen muß man was haben, sonst nicht aller Eifer nicht ... Der junge Zeisberger! Es ist schon am alten nicht viel. Ein europäischer Standard! Kommt bei mir nicht vor! Protegieren tu' ich mal wen, aber verdienen muß man's ... Das ist der Unterschied. Nepotismus gibt's nicht bei mir. Neffen existieren nicht. Nicht, daß ich nicht auch Neffen hätte. Sehr viele sogar! ... Massenhaft! ... Aber Gott sei Dank, meistens Juristen ... Nur eine meiner Schwägerinnen hat die Solmeri durchaus Medizin studieren lassen müssen ... Wenn man einen Bruder hat, der ein großes Tier ist! ... Wollt' Spital- oder Universitätskarriere ... Aber auf dem Ohr höre ich nicht ... Da haben pe dem Jüngling ein Sanatorium eingerichtet ... Für Leute, denen nichts fehlt ... Geht glänzend, und Schaden kann er keinen stiften.“

Christian war ganz verblüfft über die scharfe Offenheit, mit der sich Hinterholzer über ihm so nahe stehende Personen ausdrückte, zu ihm, dem Fremden, dem unbedeutenden Anfänger.

Er war jedenfalls ganz anders, als er sich ihn vorgestellt hatte. Er fragte ihn auch recht freundlich um seinen Studiengang und Zukunftsaussichten aus und ermunterte ihn, nur mutig auszuhalten, wer seine Sache verfolge, der müsse endlich seinen Weg machen.

„Gleich ich zugebe, daß es besser und leichter geht, wenn man einen Onkel hat!“ schloß er lachend.

Unersesslich waren sie bis an die stille Seitenstraße des neunten Bezirks gekommen, wo der Professor ein vornehmes Familienhaus bewohnte. Hier verabschiedete ihn Hinterholzer, nicht ohne noch ein paar Minuten beim Tore mit ihm stehen zu bleiben.

„Sie machen mir einen guten Eindruck“, wiederholte er. „Wissen Sie, was Napoleon gesagt hat, wie er Goethe sah? „Voilà un homme!“ Das kann man bei den heutigen jungen Männern so selten sagen ...“

„Verzeihung, Herr Professor, ich glaube, er hat gesagt: „Vous êtes un homme.“

„Wo steht denn das?“

„Im Goethe selbst.“

„Na schön, wenn Sie den Mann auch manchmal lesen. Man verachtet sie nicht, wenn Sie bald ganz. Fragen Sie nicht zu früh damit an. Also: „Vous êtes un homme!“ Adieu, Herr Kollege!“

Christian war einer kleinlichen Eitelkeit nicht leicht zugänglich, aber die freundliche Beachtung, die Hinterholzer ihm geschenkt, tat ihm doch wohl.

Einige Tage nachher öffnete sogar Bohnstetten, der große Bohnstetten, für den seine jungen Doktoren außer medizinisch gar nicht vorhanden zu sein pflegten, den Mund, um ihn in seiner vornehm lispelnden Weise zu fragen:

„Wie sind Sie denn zu Hinterholzer gekommen? Wenn der nach jemandem fragt, sich nach jemandem erkundigt, das ist außerordentlich viel! Vielleicht kann er Ihnen nützen. Ich habe die beste Auskunft gegeben.“

Dies zwang Christian sich schon zu bedanken, obgleich er die Ueberzeugung hegte, daß Bohnstetten sich so kühl und oberflächlich wie nur irgend möglich ausgebreitet haben würde.

zum zweiten Male kam, konnte er doch schon die Ueberwindung der Krankheit in Aussicht stellen.

Christian hatte sein möglichstes getan. Zwei Nächte lang sah er abwechselnd mit Mutter und Tochter am Krankenlager des Kindes, um für den Fall einer bedingungslosen Wendung zur Stelle zu sein. Und nun hatte er die Genugtuung, daß sich die heilsame Wirkung des Serums einzustellen begann und der Zustand des Kindes sich besserte.

Diesmal war Hinterholzer gerade um Mittag gekommen. Wieder begleitete Christian ihn hinab, und der Professor lud ihn ein, mit ihm in den Wagen zu steigen, der ihn ins Cottage bringen sollte, wo man seine Anwesenheit dringend verlangte, obgleich der kleine Patient schon über den Berg war.

„Ich habe mit Bohnstetten über Sie gesprochen“, sagte Hinterholzer mit trübseligem Lachen, als der Wagen schlag geschlossen war und sie die Alsterstraße hinabrollten.

„Darf ich fragen, was der Chef gesagt hat?“

„Nichts natürlich, was er nicht über den erstbesten Trottel auch sagen könnte. Er hat ja die bekannte Manier, sich auszuquatschen, so daß man, wenn er von einem Menschen spricht, nicht weiß, ist das ein vortrefflicher Mann oder vielleicht ein Straßentäuber, über den er mild und schonend urteilen will. Wo wird er sich für Sie ins Zeug legen? Sind Sie irgend jemand's Neffe? Na, aber ich kenn' doch meinen Bohnstetten bis ins Knochenmark! ...“

Von der Studiengzeit her, wie wir beide noch ein ganzes Paar Schube anzuziehen hatten. Mit dem Hang zur seltsamen Vornehmheit war er in dessen schon damals behaftet. Na also, ich kenn' ihn und weiß zwischen den Zeilen zu lesen ... Sie sollten es machen wie er. Eine reiche Heirat! ... Der Mensch hat doch gleich in den ersten Anfängen so viel Geld erbeiratet, daß er gar keines verdienen müßte ... und gerade darum verdient er nur um so viel mehr.“

Christian schüttelte bloß den Kopf. „Schon verhandelt? Mit der Tochter vom Zimmerdraden wahrscheinlich? ... Ah, dort sind Sie ja fort! Also, was ist's?“

„Durchaus nicht verhandelt, Herr Professor. Sie will mich nämlich gar nicht.“

„Eine unglückliche Liebe? Sie Glücklicher! Wirklich, der Mensch hat alles für sich. Besser, viel besser, mein Lieber, wenn man nicht gleich dingfest gemacht wird.“

So viel Zeit betraf Hinterholzer doch, zu bemerken, daß der Gegenstand dem jungen Mann unangenehm war. Er ließ ihn also fallen.

Draußen im Cottage mußte Christian vor der schlafartigen Villa des Hofopernsängers warten, zu dessen Söhnchen Hinterholzer gerufen worden war, aber er kehrte sehr bald wieder zurück, und nun fuhr man wieder der Stadt zu, wo Christian an der für ihn geeigneten Stelle abgesetzt werden sollte.

„Wundern Sie sich eigentlich nicht, daß ich mich so für Sie interessiere?“ fragte Hinterholzer, als der Wagen hielt.

„Aufrechtig gestanden, ja.“

„Der Hinterholzer ist doch sonst kein so lieber Mensch“, sagten die Leute. „Ich will Ihnen das Mädel lösen. ... Sie sehen meinem Georg ähnlich, meinem Georg. Er ist mein einziger ... Doch, wenn er das auch nicht wäre. Er hat mir zwar viel Kummer gemacht ...“

„Wieso?“ fragte Christian. „Ich höre doch, er ist ein tüchtiger Philologe und schon in jungen Jahren Professor in Heidelberg.“

„Ich meinte ja auch nicht böse Streiche, Schulden, Weiber oder dergleichen. Nein, eben das, die Philologie ... Auch er denn just Philologie studieren, der dumme Kerl! Ich hab' mein Verhängnis von Wissenschaften nichts gehalten, die nicht mit dem Leben zusammenhängen ... Na, ein Kerl! Etolz bin ich doch auf ihn. Und wie gesagt: Sie sehen ihn ähnlich. Ich muß Sie meiner Frau vorstellen. Die wird's freilich nicht gelten lassen. Denn wie könnte jemand ihrem Schorschl gleichsehen?“

Also da war's! Es war ihm angenehm, das rätselhafte Wohlwollen des Professors auf eine so natürliche Weise erklärt zu sehen. Denn er hatte sich schon den Kopf darüber zerbrochen, wieso er gerade dazu komme, von Hinterholzer ausgezeichnet zu werden. Es war ihm auch lieber, wenn das Interesse des Professors nicht bloß einer Laune entsprang. Sonst war er durch Aufmerksamkeit von Lehrern oder Vorgesetzten nicht gerade verhöhnt worden, denn der talentvollste Schüler hatte bei Bohnstetten wenig Aussicht, gefördert zu werden, wenn er nicht besondere Verbindungen besaß.

Abgesehen wollte er sich aber keinesfalls von dieser Bekanntheit verprechen, denn Hinterholzer hatte einen Schüler genug, so daß er für einen Menschen, der ihn gar nichts anging, wohl kaum etwas tun konnte.

(Fortsetzung folgt.)